

# Weiblichkeit, Männlichkeit: Geschlechterrollen in Ulrichs von Liechtenstein *Frauendienst*



## Seminararbeit

Seminar zur Älteren deutschen Literatur: *Ulrich von Liechtenstein*

Lehrveranstaltungsleiter: Dr. Wernfried Hofmeister

SS 2002

verfasst von: Gernot Schnedlitz

## INHALTSVERZEICHNIS

<u>VORWORT UND EINLEITUNG</u>	3
<u>DER LITERARHISTORISCHE STELLENWERT VON ÜLRICHS VON LIECHTENSTEIN FRAUENDIENST UND SEINE BEDEUTUNG FÜR DIE MEDIÄVISTISCHE GESCHLECHTERFORSCHUNG</u>	3
<u>DAS KAPITEL DES MANNES</u>	5
<u>ZUM SOZIALEN HINTERGRUND DES RITTERIDEALS IN DER HÖFISCHEN LITERATUR</u>	5
<u>ZENTRALE WERTE DER HÖFISCH-RITTERLICHEN DICHTUNG</u>	7
<u>MÄNNLICHKEIT 1: TYPISCH MÄNNLICHE WERTE IM FRAUENDIENST</u>	11
<u>MÄNNLICHKEIT 2: TYPISCH MÄNNLICHE HANDLUNGEN – DAS WESEN DES FRAUENDIENSTES</u>	13
<u>DAS KAPITEL DER FRAU</u>	15
<u>VRÔWE VERSUS WÎP – DER MINNESANG ALS EHEBRUCHSPOESIE?</u>	15
<u>WEIBLICHKEIT 1 UND 2: TYPISCH WEIBLICHE WERTE IM FRAUENDIENST; INNERES UND ÄUBERES</u>	17
<u>ZUSAMMENFASSUNG</u>	20
<u>LITERATURLISTE</u>	22

## Vorwort und Einleitung

### Der literarhistorische Stellenwert von Ulrichs von Liechtenstein *Frauendienst* und seine Bedeutung für die mediävistische Geschlechterforschung

Der *Frauendienst* des steirischen Ministerialen Ulrich von Liechtenstein (ca. 1200/1210 – 1275), überliefert in der Hs. M (cod. 44 der Bayerischen Staatsbibliothek) und zwei Fragmenten, nimmt in der Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters eine in mehrerer Hinsicht besondere Stellung ein. Erstens gilt das in mehrjähriger Arbeit entstandene, gewöhnlich auf das Jahr 1255<sup>1</sup> datierte Werk als der erste Ich-Roman, der in deutscher Sprache abgefasst wurde.<sup>2</sup> Zweitens stellt der *Frauendienst* ein in der Geschichte der älteren deutschen Literatur einmaliges formales Experiment dar: In den epischen Text, bestehend aus 1850 achtzeiligen Paarreimstrophen, sind 58 Lieder (inklusive einem Leich), drei *büechlin* (Büchlein) in Reimpaaren und sieben Briefe, drei in Prosa, vier in Reimpaaren, eingebaut. Bedingt (auch) durch diesen für die deutschsprachige Literatur des Mittelalters außergewöhnlichen formalen Aufbau stellt der *Frauendienst* drittens das einzige deutschsprachige Gegenstück zu den *vidas* (fiktiven Lebensbeschreibungen) und *razos* (Liedkommentaren) der Trobadors dar, die der politisch überaus aktive Ulrich vielleicht durch oberitalienische Vermittlung kennen gelernt hat.<sup>3</sup> Trotz einiger Parallelen wie der „Mischung von historischer Information und rein literarischen Motiven“, genauer dem Hin- und Herwechseln zwischen „historisch nachprüfbar[e] Angaben über Dichter, Gönner und Publikum mit Liedkommentaren und oft abenteuerlichen, auf Liedanspielungen beruhenden Minnegeschichten“<sup>4</sup>, sollen jedoch die Unterschiede zwischen dem *Frauendienst* und den Trobadorbiographien nicht übersehen werden: Im Gegensatz zu den *vidas* und (vor allen) den *razos*, die von zahlreichen Anspielungen auf persönliche Minneverhältnisse und darauf aufbauenden, möglichst originellen Minnegeschichten leben, handelt es sich beim *Frauendienst* eher um eine „Minnesängerbiographie“ mit eingebautem lyrischen Œuvre, was im deutschen Sprachraum des 13. Jahrhunderts wiederum – also „viertens“ – einzigartig ist.<sup>5</sup> Doch damit noch nicht genug der angetretenen Beweise für die besondere Stellung des *Frauendienst* in der Geschichte der deutschen Literatur

---

<sup>1</sup> Vgl. Jan-Dirk Müller: Ulrich von Liechtenstein. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hrsg. von Burghart Wachinger, Gundolf Keil [u.a.]. Bd 9. 2. Aufl. Berlin, New York: de Gruyter 1995, Sp. 1277.

<sup>2</sup> Vgl. Ulrich von Liechtenstein: *Frauendienst*. Hrsg. von Franz Viktor Spechtler. Göppingen: Kümmerle 1987. (=Göppinger Arbeiten zur Germanistik. 485.) S. III

<sup>3</sup> Vgl. Jan-Dirk Müller, Verfasserlexikon, Sp. 1277.

<sup>4</sup> Ulrich von Liechtenstein: *Frauendienst*. 'Jugendgeschichte'. Abbildungen aus dem Münchner Cod. germ. 44 und der Großen Heidelberger Liederhandschrift. Hrsg. von Ursula Peters. Göppingen: Kümmerle 1973. (=Litterae. 17.) S. 11.

des Mittelalters, enthält das Werk mit der lang und breit beschriebenen „Venusfahrt“ Ulrichs zusätzlich das prominenteste Beispiel einer *cross dressing*-Geschichte in der deutschen Literatur des Mittelalters, in der sich – in diesem Fall – ein Mann als Frau verkleidet und auch als solche ausgibt (um nichtsdestotrotz als Mann erkannt werden zu wollen<sup>6</sup>).

Mit dem Verweis auf die *cross dressing*-Episode haben wir nun sozusagen durch eine Seitentür ein sehr aktuelles und breites Forschungsfeld betreten, das der *Frauendienst* GermanistInnen und MediävistInnen zur Bearbeitung bietet und wofür der besagte Roman für die Mittelalterforschung (neben den oben aufgezählten „Top five“ der eher gattungstheoretischen Besonderheiten) von immenser Wichtigkeit ist: Durch seine Fülle an Hintergrundinformationen bzw. einen überdurchschnittlich hohen autobiographischen Gehalt sollte der *Frauendienst* in der (versuchten) Erforschung und Klärung des biographischen Realitätsgehaltes des Minnesangs und eines möglichen, feststehenden ritterlichen Tugendsystems seit über anderthalb Jahrhunderten eine wichtige Rolle spielen. Versuche, den Ich-Roman beinahe wörtlich als einen autobiographischen Roman zu lesen, wurden ebenso getätigt wie ungleich mühevollere dahingehend, im Bewusstsein der möglichen Vermischung von Fiktion und Realität sowie einer möglichen Selbststilisierung des Autors Wirklichkeitsgetreues und Erfundenes voneinander zu trennen (um mit dem „Weizen“ Geschichte mahlen zu können).<sup>7</sup> In den letzten Jahrzehnten verschob sich der Mittelpunkt des Interesses (notwendigerweise, weil sich „die entscheidenden Fakten [...] gerade nicht historisch nachprüfen [lassen]“<sup>8</sup>) auf Fragen der literarischen und kompositorischen Technik Ulrichs von Liechtenstein sowie – ausgehend von einer sich erst in jüngster Zeit entwickelnden Wissenschaft – auf eine Untersuchung des Textes auf *gender*-theoretische und mittelalterliche Geschlechterrollen betreffende Fragen.

---

<sup>5</sup> Vgl. ebda, S. 11 f.

<sup>6</sup> Vgl. Andrea Moshövel: Ulrich von Liechtenstein – ein Transvestit? Überlegungen zur Geschlechterkonstruktion im ‘Frauendienst’ Ulrichs von Liechtenstein. In: Manlîchiu wîp, wîplîch man. Zur Konstruktion der Kategorien ‘Körper’ und ‘Geschlecht’ in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. von Ingrid Bennewitz und Helmut Tervooren. Berlin: Schmidt 1999. (=Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie. 9.) S. 350 f.: „Aus den von Bullough angeführten Statuskonzepten, die mit männlichem ‘cross dressing’ einen Statusverlust assoziieren, scheint Ulrichs Verkleidung auf den ersten Blick herauszufallen. [...] Der Grund, warum negative Reaktionen und Sanktionen ausbleiben, ist offensichtlich Ulrichs Erkennbarkeit als Mann.“

<sup>7</sup> Ein schönes Beispiel für die Schwierigkeiten, die sich bei der versuchten Grenzziehung zwischen Wirklichkeitsgetreuem und Erfundem ergeben, gibt ein in der ‘Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark’ abgedruckter Aufsatz Alfred Krachers zum steirischen Minnesang, in dem der Verfasser einerseits auf die „Selbstinszenierung“ Ulrichs von Liechtenstein verweist (S. 126), andererseits aber auf Basis der im *Frauendienst* niedergeschriebenen autobiographischen Angaben das Leben des Autors rekonstruiert (S. 127 f.). Nachzulesen in: Alfred Kracher: Der steirische Minnesang. In: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 47 (1956), S. 123 – 136.

<sup>8</sup> Ursula Peters, *Frauendienst*, S. 6.

Die vorliegende Arbeit versucht, in zwei etwas überspitzt betitelten Kapiteln, nämlich dem „Kapitel des Mannes“ und dem „Kapitel der Frau“, dem Thema „Weiblichkeit, Männlichkeit: Geschlechterrollen in Ulrichs von Liechtenstein *Frauendienst*“ näher auf den Grund zu gehen. Es ist mir bewusst, dass hier vieles, allzu vieles, was diesbezüglich erst wirklich *in medias res* gehen würde, insbesondere die genaue Untersuchung prägnanter *Episoden* im *Frauendienst* (die „Turmszene“, der Tjost Ulrichs mit einem Mönch, das Gerücht von der angeblichen Homosexualität Herrn Hademars von Kuenring, nicht zuletzt die gesamte transvestitische Venusfahrt Ulrichs) ausgespart bleibt – diese Unterfangen hätten den Umfang (und natürlich auch die Produktionszeit) einer Seminararbeit beträchtlich gesprengt. Wichtiger war mir vielmehr, ein dem Thema einigermaßen gemäßes „Gesamtbild“ zu zeichnen, das immer wieder auf die höfisch-ritterliche Dichtung im Allgemeinen, mit der der *Frauendienst* unbestreitbar „zu tun hat“ (auf welche Weise genau, ist wieder ein eigenes, ersprießliches Thema), verweist. Dies geschah nolens volens auch deshalb, weil das weite Feld des Minnesangs von mir vor dem Verfassen ebendieser Arbeit noch relativ unbeackert war und ich stets die Gefahr bannen musste, „den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen“. Ich hoffe, mir im Zuge dieser Arbeit trotz mancher Widrigkeiten einen Weg durch den Aspektedschungel freigeschlagen zu haben, der auch von anderen begangen werden kann.

## **Das Kapitel des Mannes**

### **Zum sozialen Hintergrund des Ritterideals in der höfischen Literatur**

Über die soziale Realität des Mittelalters im deutschen Sprachraum zerbricht sich die Mittelalterforschung seit langem regelmäßig und schmerzhaft den Kopf. Auf der Suche nach (leider rar gesäten) glaubwürdigen Quellen zur Herstellung, Stützung oder Entkräftigung „mittelalterlicher“ Thesen kommt man an dem großen Komplex mittelalterlicher Literatur, sei es Epik oder Lyrik, geistlicher oder weltlicher Literatur, Fiktionalem oder Chronistischem, natürlich nicht vorbei. Die Frage allerdings, *wie* man die Quellen lesen möchte, spricht: welchen historischen (Wahrheits)wert man ihnen zukommen lässt, hängt in großem Maße von *Gegenwärtig-Zeitgenössischem* ab – aktuelles Weltbild, aktuelles politisches Verständnis, aktueller Stand der wissenschaftlichen Methoden, schlicht alles, was sich assoziatorisch unter dem Aspekt der „großen zeitlichen Distanz“ zum Forschungsgegenstand und den damit verbundenen *Veränderungen* subsumieren lässt, trägt das Seine dazu bei, ein möglicherweise verzerrtes und also „falsches“ Mittelalterbild zu zeichnen und zu sehen. Es gehört gewissermaßen zum Berufsrisiko der MediävistInnen, in der Lektüre und wissenschaftlichen Aufarbeitung mittelalterlicher

Texte nicht nur vom Status des *idealen Rezipienten* – ohnehin mehr Wunschvorstellung denn tatsächlich anzutreffendes Phänomen – jahrhundertweit entfernt zu sein, sondern auch von dem des *adäquaten Rezipienten*, welcher wenigstens die wesentlichen Aussagen eines Werks (richtig) zu deuten weiß.<sup>9</sup>

Man könnte den derzeitigen Stand der Mittelalterforschung, insbesondere was das weite Feld der mittelalterlichen Sozialgeschichte anbelangt, etwas pointiert mit den Worten charakterisieren: Man weiß viel, aber man weiß viel zu wenig sicher. Feststeht aber (u.a.) ein für unser Thema ganz wesentliches Faktum: dass mittelalterliche soziale Realität und ihre Darstellung in der Literatur, speziell in der relativ gut überlieferten höfischen Lyrik, die ein ganz bestimmtes und sehr populäres Bild vom Mittelalter entscheidend mitgeprägt hat, in vielen Punkten grundlegend divergieren. Auch für den *Frauendienst* Ulrichs von Liechtenstein, der mit Entstehungszeit um die Mitte des 13. Jahrhunderts in die späthöfische und eine politisch für die Steiermark sehr brisante Phase fällt (wechselnde Inhaber der Landesherrschaft nach dem Tod Herzog Friedrichs II. 1246, Spannungsfeld des Interregnums 1254 – 1273), trifft dieser die Forschung nicht gerade erleichternde Umstand zu.

Um die insbesondere in den Jahrzehnten 1170 – 1220 im deutschen Sprachraum aufblühende höfisch-ritterliche Dichtung zumindest *zu Teilen* richtig lesen, einordnen und interpretieren zu können, ist es notwendig zu wissen, *wie* sich diese Art der Literatur überhaupt entwickeln konnte, um für eine wiewohl nicht sehr lange, dafür aber umso (gerade in ihren Widersprüchlichkeiten) strahlendere Epoche in der Geschichte der deutschen Literatur zu sorgen. Ab dem 11. Jahrhundert gab es in der mittelalterlichen Gesellschaft, die bis dahin wahrscheinlich nur zwischen „Freien“ und „Unfreien“ unterschieden hat, zu einem grundlegenden Wandel, der zur Entwicklung mehrerer Schichten bzw. Stände führte, die aufzuzählen und hierarchisieren sich jedoch als überaus problematisches Unterfangen erweist.<sup>10</sup> Es muss hier genügen, auf zwei speziell für die Etablierung einer ritterlichen Lebensweise relevante Entwicklungen hinzuweisen: Das ist zum Ersten eine bereits seit dem 8. Jahrhundert stattfindende Veränderung des Kriegsdienstes, der zunehmend zu Pferde geleistet werden musste und dem von Seiten weltlicher Herrscher wie auch der Kirche (Stichwort Kreuzzüge) ein sehr hoher sozialer Stellenwert eingeräumt wurde; zum Zweiten verbanden sich im 11. und 12. Jahrhundert die ge-

---

<sup>9</sup> Vgl. Hermann Reichert: Mittelalterliche Gesellschaft und Literatur. In: *Ältere deutsche Literatur. Eine Einführung*. Hrsg. von Alfred Ebenbauer und Peter Krämer. Mit Beiträgen von Helmut Birkhan, Alfred Ebenbauer [u.a.]. 5. unveränderte Auflage. Wien: Literas 1998, S. 102.

<sup>10</sup> Einige Überlegungen hierzu und der Verweis auf Karl Bertaus Zweifel an seinem 1972 publizierten Ständeklassen-Schema finden sich bei Hermann Reichert. Vgl. ebda, S. 103.

genüber dem privilegierten Fürstadel inferioren nichtfürstlichen Dynastieadeligen mit der großen Zahl von ursprünglich unfreien Ministerialen<sup>11</sup> zum so genannten Territorialadel. Die Angleichung zwischen diesen beiden Gruppen wurde von der ihnen gemeinsamen ritterlichen Lebensweise entscheidend mitgefördert, auf Grundlage welcher ein eigenes Standesbewusstsein mit eigenen Lebensformen, eigenem Ehrenkodex und – nicht zuletzt – einer neuen Art von Literatur gegründet wurde.<sup>12</sup>

Mithilfe von Standesethik, deren Verbindlichkeit mit großem, fast missionarischem Eifer verbreitet wurde, wurde der eigene, neue Stand (der seine Vertreter im Übrigen aus mehreren, hierarchisch verschiedenen Schichten rekrutierte) als Stand erst durchgesetzt; ritterlich-höfische Literatur, im Besonderen der Minnesang, versteht sich also selbst weniger als Gattung, sondern ist „vor allem ein Thema, eine ‘Ideologie’“<sup>13</sup>. Die in der ritterlich-höfischen Literatur manifestierten Ideale, nach denen sich der Mensch richten soll (äußerliche und innerliche Adellung, Dienstgedanke, Demut vor Gott und der Welt...), müssen *auch* respektive *hauptsächlich* vor dem harten und brutalen sozialen Hintergrund gesehen werden, wie er zumindest in den zeitgenössischen Chroniken beschrieben wird: „Darin ist mehr von Hunger, Raub, Mord und Plünderung die Rede als von Bildung, Minne oder edlem Turnierbewerb unter den Rittern.“<sup>14</sup> Aus diesen Überlegungen wird verständlich, dass Werke wie eben auch der *Frauendienst* weniger die Realität *abbilden* wollen als die ohnehin kaum veränderbare Realität kompensatorisch *überhöhen* (inwieweit dieser Literatur von ihren Verfassern vielleicht doch ein Veränderungspotenzial in Bezug auf die soziale Wirklichkeit zugetraut wurde, vergleichbar etwa mit den diesbezüglich utopischen Vorstellungen der „Klassiker“ 600 Jahre später, wäre zu untersuchen sicherlich sehr interessant).

## Zentrale Werte der höfisch-ritterlichen Dichtung

Beim Lesen jeder höfisch-ritterlichen Literatur, sei es Lyrik oder Epik (Ansätze zu einer Drama-Literatur hat es kaum gegeben), fällt auf, dass bestimmte Tugendwörter sehr oft,

---

<sup>11</sup> Ministeriale, von lat. *ministerium* ‘Dienst’: ein ursprünglich unfreier Amtsinhaber unter einem Herrn. Zur Entlohnung wurden Ministeriale von ihren Herren häufig mit Länderein belehnt, die mit der Zeit erblich oder zum Teil sogar zu freiem Eigenbesitz wurden.

<sup>12</sup> Vgl. Anton Schwob: Grundzüge des mittelalterlichen Weltbildes: Geschichte, Religion, Gesellschaft. In: Ältere deutsche Literatur. Eine Einführung. Hrsg. von Alfred Ebenbauer und Peter Krämer. Mit Beiträgen von Helmut Birkhan, Alfred Ebenbauer [u.a.]. 5. unveränderte Auflage. Wien: Literas 1998, S. 37 ff.

<sup>13</sup> Mittelalter I. Hrsg. von Hans Jürgen Koch. Stuttgart: Reclam 1976. (=Die deutsche Literatur. Ein Abriß in Text und Darstellung. Hrsg. von Otto F. Best und Hans-Jürgen Schmitt. 1. Reclam Universalbibl. 9601.) S. 21.

<sup>14</sup> Ebda, S. 20.

manchmal geradezu litaneihaft, wiederholt werden und sich dem Rezipienten auf diese Weise besonders einprägen. Es wurde in der germanistischen Forschung des 20. Jahrhunderts versucht, auf Basis dieser fleißig beschworenen idealen Werte ein fixes, in sich kohärentes ritterliches Tugendsystem zu rekonstruieren, wie es den mittelalterlichen Autoren und dem (fachkundigen) Publikum als adäquate Rezipienten – so die Annahme – wohl geläufig war. Diese These von einem starren Tugendsystem ist in dieser Form mittlerweile zwar als nicht haltbar erwiesen (die Bedeutung einzelner Begriffe verschob sich nicht nur im Lauf der Zeit weitgehend, sondern differierte mitunter auch zwischen dem Gebrauch in der Lyrik und jenem in der Epik), trotzdem kann man heute durchaus von einigen zentralen Themen oder Anliegen höfisch-ritterlicher Dichtung sprechen.<sup>15</sup> Ich möchte im Folgenden einiger dieser Themen, wie sie auch in den *Frauendienst* Eingang gefunden haben, näher erläutern, wobei ich „typisch männliche“ respektive „typisch weibliche“ Tugenden zunächst aussparen möchte, um diese dann in eigenen Kapiteln gesondert zu beschreiben. Beim Zitieren aus dem zu untersuchenden Text verwende ich die Ausgabe Franz Viktor Spechtlers aus dem Jahr 1987 (siehe Literaturliste).

Einer der zentralen Begriffe der höfisch-ritterlichen Dichtung ist *hulde*, der in vielen Gedichten des Hoch- und Spätmittelalters (z.B. Walthers berühmtem ersten Reichsspruch) in der Wendung *gotes hulde* vorkommt. *hulde* beschreibt in seiner eigentlichen Bedeutung das Verhältnis zwischen Herr und Gefolgsmann aus *beider* Perspektive: erstens das Wohlwollen des Herrn gegenüber dem Untergebenen, zweitens die Ergebenheit des Gefolgsmannes gegenüber dem Herrn. Im *Frauendienst* Ulrichs von Liechtenstein wird *hulde* zumeist im Zusammenhang mit dem (Dienst)verhältnis zwischen dem Minnesänger/Ritter und seiner Angebeteten, seiner „Herrin“ verwendet, z.B. in Strophe 72, wenn die Nichte dem Ich-Erzähler offenbart:

*Ich sagt ir [der Herrin, Anm.] von dir dannoch me,  
dir waere nach ir hulden we,  
so daz du lip, guot und leben  
ir hetest uf gnade ergeben...*

Wie wichtig für den Minnedienenden die Huld seiner Herrin ist, zeigt sich in diesem Strophenbeispiel schon daran, dass Ulrich – freilich in den Sätzen der Nichte, welche von ihm im Anschluss allerdings bestätigt werden – dafür seinen Leib, sein Gut (‘Vermögen’) und sein

---

<sup>15</sup> Vgl. Leopold Hellmuth: Zentrale Themen der mittelalterlichen deutschen Literatur. In: Ältere deutsche Literatur. Eine Einführung. Hrsg. von Alfred Ebenbauer und Peter Krämer. Mit Beiträgen von Helmut Birkhan,



Leben auf ihre Gunst geben würde. Was sich für den Menschen des beginnenden 21. Jahrhunderts wie die Beteuerung einer gerade aufgeflamnten, heißen Liebe anhört, scheint nach derzeitigem Stand der Wissenschaft jedoch anderswo verankert sein: nämlich in dem für das Mittelalter grundlegenden Vasallitätsdenken, das für die (gewünschte) gesellschaftliche Ordnung sorgen und sich ideologisch in jeden Kopf „einbrennen“ sollte. Dieser nicht zu unterschätzenden Ordnungsfunktion fühlt sich übrigens die gesamte ritterlich-höfische Literatur trägermedial verpflichtet, einschließlich der Minnedichtung, die also gewiss „keine Erlebnislyrik in dem uns seit der Goethezeit vertrauten Sinn“<sup>16</sup> darstellt.

Einen ungemein großen Bedeutungsumfang hat das in der mittelalterlichen Literatur oft gebrauchte mittelhochdeutsche Wort *êre*, das seinen Ursprung ebenfalls im Gefolgschaftswesen hat. Es bedeutet etwa ‘Anerkennung, Ansehen, Würde’ und meint damit in seiner Abstammung vom althochdeutschen Wort *êra* das Verhältnis zwischen Gott und Menschen wie auch das Verhältnis der Menschen zueinander. *êre* zu haben bedeutete also im Mittelalter nicht (wie in der Neuzeit semantisch vorherrschend), eine ‘ehrenhafte Gesinnung zu haben’. Im *Frauendienst* begegnen wir dem Wort sehr häufig, so z.B. schon in Strophe neun, in der das Erlangen von *êre* für den Mann notwendig in Zusammenhang gebracht wird mit der inniglichen Liebe zu einer Frau:

*Die wisen hort ich sprechen so,  
daz niemen waere rehte fro  
noch in der werlte wolgemuot,  
wan der ein reine vrowen guot,  
diu wol von tugenden hiez ein wip,  
hete liep als sin selbes lip.  
daz heten alle die getan,  
die gern ere wolden han.*

Eine spezifische Ausdrucksform ritterlicher Gesinnung ist die *milte*. *milte* ist nicht etwa zu verwechseln mit dem ähnlich klingenden neuhochdeutschen Wort ‘Milde’, sondern bedeutet ‘Freigebigkeit’. Diese wurde vor allem von den fahrenden Spruchdichtern des Mittelalters in deren Sprüchen gern strapaziert und sollte als besondere Tugend gerade für die Reichen und Privilegierten gelten. Insofern verwundert es nicht, wenn Ulrich von Liechtenstein in Strophe 1475 über den Ritter Heinrich von Liechtenstein klagt:

---

Alfred Ebenbauer [u.a.]. 5. unveränderte Auflage. Wien: Literas 1998, S. 45.  
<sup>16</sup> Ebda, S. 53.

*het er sich milt iht an genomen,  
so waer sin hohiu werdicheit  
in allen landen warden breit,  
daz sumt er mit der ärge sin,  
daz muoz min munt noch chlagende sin.*

Und 19 Strophen später, also in Strophe 1494, wird an die durch *milte* zu verdienende *werdicheit* ('Würde, Ansehen') noch das zentrale Zeitproblem des Mittelalters angehängt, nämlich die Frage (bzw. in diesem Fall ihre Beantwortung), wie man nicht nur der Welt, sondern auch Gott gefallen könne:

*der edele sol erbarmen sich  
über die armen, daz rate ich:  
so erbarmet sich got über in,  
swer also tuot, daz ist rehter sin.*

*zuht* zu guter Letzt dieses Kapitels hat im Mittelalter eine Fülle teils divergierender Bedeutungen. Es drückt im Bereich der ritterlichen Ethik mit den Worten Leopold Hellmuths „die durch Erziehung und Selbstbeherrschung erworbene Verfeinerung des Empfindens und des Benehmens aus, zielt also wie *tugend* auf eine Harmonisierung des äußeren Verhaltens mit der inneren Haltung ab“<sup>17</sup> – eng verbunden also mit dem höfisch-ritterlichen Ideal der *mâze*. *zuht* kann aber auch die Bedeutungen 'Ordnung' oder 'Tadel, Strafe' besitzen. Selbstverständlich gilt die *zuht* in der zuerst angedeuteten, komplexen Bedeutung für beide Geschlechter; so spricht die Herrin in Strophe 76 Bezug nehmend auf Ulrichs Werben, das ihr von Anbeginn an äußerst unangenehm zu sein scheint, weil es ihrer *êre* Abbruch tun könnte, zu seiner Nichte:

*Ist daz er sölher tumpheit gert,  
des ist er immer ungewert,  
daz min lip nem den dienest sin.  
daz gienge mir uf die ere min,  
ouch waers im weizgot gar ze vil.  
durch zuht ich nimer sprechen wil...*

---

<sup>17</sup> Ebda, S. 48.

## Männlichkeit 1: Typisch männliche Werte im *Frauendienst*

Es finden sich im *Frauendienst* einige (Wert)begriffe sehr häufig, die ich aufgrund ihrer Mann-Bezogenheit lieber in dieses Kapitel hereinnehme, als sie – was bei einer anderen Themenstellung durchaus legitim wäre – wie oben zu den zentralen Werten höfisch-ritterlicher Dichtung hinzuzuzählen. Die Mann-Bezogenheit der Begriffe schließt jedoch keineswegs in jedem Fall aus, dass sich nicht auch ein direkter Bezug zur Frau bzw. zum Frauenbild herstellen lässt, der nicht nach dem Schema „Gut für den Mann, schlecht für die Frau“ verläuft. Die im Folgenden aufgezählten Werte sind jedenfalls jene, welche (in meinen Augen) die wesentlichen konstitutiven Elemente in der Errichtung eines männlichen, i.e. männlich-ritterlichen Geschlechterbildes im *Frauendienst* ausmachen.

Den Anfang macht – auch wenn diese Tugend aus *heutiger* Sicht in eine „Aufzählung männlicher Werte“ vom Zynismus selbst hineinplatziert scheint – die *triuwe*. Dieser wichtige Begriff der Rechtssprache bedeutete ursprünglich ‘Vertrag, Gelübde, Versprechen’ und bezeichnete im Lehenswesen in Verbindung mit *eit* die Verpflichtung des Lehensmannes gegenüber dem Lehensherrn. In der höfisch-ritterlichen Literatur wird das Wort zumeist im Sinne von ‘Treue, Beständigkeit’ gebraucht, ähnlich der ebenfalls sehr häufig versprochenen und erhofften *staete*, die am ehesten mit ‘Beständigkeit, Beharrlichkeit, Festhalten (am Guten)’ im Sinne der lateinischen *constantia* zu übersetzen wäre. Beide Begriffe sind, wie zahlreiche andere auch, hauptsächlich auf der Folie des mittelalterlichen Vasallitätsdenkens zu sehen. In Strophe 30 und 31 des *Frauendienst* beschreibt der Autor die Person des Markgrafen Heinrich von Österreich geradezu als Ideal von einem höfischen Mann, wobei – neben zahlreichen anderen, zum Teil unten zu erläuternden Werten – die Begriffe *triuwe* als auch *staete* nicht unerwähnt bleiben:

*Er was der vrowen dienstman,  
mit rehten triuwen undertan;  
er was in holt, er sprach in wol,  
also ein islich ritter sol,  
er was milt, er was guot,  
er was küene, hoch gemuot [...]  
er was blid, er was palt,  
sin zuht diu was manicvalt;  
er was staete, er was getriu,  
den vriunden sleht [‘aufrichtig’, Anm.], niht itniu,  
er minnet got von herzen gar...*

Das Wort *küene* (kühn, kampflustig) verweist freilich bereits auf die brutale Seite des Minnedienstes, nämlich auf den ritterlichen Kampf zu Pferde (entweder zu zweit auf dem Turnierfeld oder viele gegen viele im Kriegsdienstfall auf dem Schlachtfeld), ohne den das ritterlich-höfische Bild des Mannes freilich so männlich nicht wäre. Hier musste das eigene Leben gegenüber dem Dienst (für den Papst oder den König, für den Lehnsherrn oder für eine Dame) zurückgestellt werden und Werte wie *êre*, *triuwe* und *vrümekeit* (vor allem ‘Tapferkeit’, als Oberbegriff spezieller Eigenschaften aber auch ‘Tüchtigkeit’ ganz allgemein) traten in den Vordergrund. Jedes „Sichdrücken“ oder gar Davonlaufen galt selbstverständlich als unhöfisch und feige. Der Kriegsdienst wurde im Hoch- und Spätmittelalter nicht zuletzt auch als Gottgefälligkeit gesehen, nachdem sich im Laufe des Frühmittelalters die diesbezügliche Haltung der Kirche von einer kriegsablehnenden hin zu einer (zur „Verteidigung des Christentums“) gar kriegslustigen (Stichwort *miles christianus*) geändert hatte.<sup>18</sup>

*hochgemuot* schließlich ist ein ganz zentraler und immer wiederkehrender Begriff im *Frauendienst*. Spechtler übersetzt ihn in seiner Frauendienst-Übersetzung ins Neuhochdeutsche<sup>19</sup> zumeist mit ‘höfisch gestimmt’, wobei möglichst viele höfisch-ritterliche Tugenden mitschwingen sollten, doch auch „exotischere“ Varianten wie ‘seelisch ausgeglichen’ bieten sich an. Jedenfalls wird der um Minne werbende Mann *hochgemuot* durch das ständige Denken an die Herrin, durch sein Dienen und – erst recht *hochgemuot* – durch die (seltene) Erhörung einer seiner Bitten durch die Angebetete. *hoher muot* steht auch in einem gewissen Gegensatz zu *trûren* (Traurigkeit), da Zuversicht bzw. ein Hoffen auf Erfolg nur durch Erstes, nie jedoch durch Zweites möglich ist – ein Umstand, den Herr Heinrich von Wasserburg dem jämmerlich weinenden Ulrich in Strophe 1048 deutlich macht:

*gegen vrowen lon ist niht so guot  
so daz man hohes muotes si;  
in ist selbe hochgemüete bi:  
swer hohen muot mit zühten hat,  
des dienest in ze herzen gat,  
truren ist gegen in enwiht* [‘wertlos, untauglich’, Anm.],  
*si habent sin für dienest niht.*

<sup>18</sup> Vgl. Anton Schwob, Grundzüge, S. 38 f.

<sup>19</sup> Ulrich von Liechtenstein. Frauendienst. Roman. Aus dem Mhd. ins Nhd. übertr. von Franz Viktor Spechtler. Klagenfurt/Celovec: Wieser 2000.

## Männlichkeit 2: Typisch männliche Handlungen – das Wesen des Frauendienstes

Das Aufzählen und Erläutern von allgemeinen und typisch männlichen Werten in Ulrichs von Liechtenstein *Frauendienst* mag zwar durchaus auf ein richtiges Ziel, die Konturierung des im Werk aufgebauten Bildes von Männlichkeit, hinführen, dieser Methode ermangelt es schließlich aber doch etwas an haptischen Qualitäten. Deshalb soll in diesem Kapitel kurz beschrieben werden, was das Wesen des sog. Frauendienstes im *Frauendienst* ausmacht: Das sind – aus der Sicht des Minnedichters – im Wesentlichen zwei typisch männliche Handlungen, mit denen sich Hohe Minne treiben lässt: einerseits durch das Kämpfen und Bestehen in Turnierkämpfen, andererseits durch das Dichten süßer Lieder – beides (vorgeblich<sup>20</sup>) allein zu Gunsten der einen Dame, die man sich zur Herrin erwählt hat.

Im *Frauendienst* erteilt der vortrefflichen Markgraf Heinrich von Österreich in den Strophen 33 und 34 dem Ich-Erzähler den Rat, mit dem Dichten anzufangen (denn Dichten gehörte, im Gegensatz zur Fähigkeit, lesen und schreiben zu können, zu den ritterlich-höfischen, männlichen Tugenden):

*„ez tiuret junges mannes lip,  
der suoze sprichet wider diu wip.*

*Süeziu wort mit werchen war  
sin guot gegen werden wiben gar...“*

Den Anstoß, fleißig turnieren und tjusten (was naturgemäß einen in höchstem Maße phallischen Akt darstellt) zu gehen, gibt sich Ulrich einige Jahre später gewissermaßen selbst, als er nach dem Tod seines Vaters in das *Stirelant* (Steirermark) heimkehrt und dort unzählige Turnier(übungs)kämpfe antrifft. Er entschließt sich in Strophe 37, dasselbe zu tun:

*Do ich da turniren vant,  
des unterwant ich mich zehant  
durch die viel lieben vrowen min.*

---

<sup>20</sup> In Wahrheit ist der Minnesang eine zwar komplexe, jedoch sehr egoistische Angelegenheit, denn Zweck dieser Dichtung ist in letzter Instanz immer die Läuterung des Selbst, die selbsterziehende und selbstvervollkommnende Wirkung sowie die transzendierende Hinwendung zu Gott. Vor diesem Hintergrund lassen sich wahrscheinlich auch die ambivalenten Lieder 30 und 33 des *Frauendienst* besser verstehen – im ersten fragt die *vrôwe* den Sänger „Herre, saget mir, waz ist minne?/ ist ez wip oder ist ez man?“ (Str. II), im zweiten

*ich gedaht: wil ich ir ze dienste sin,  
daz muoz mit riterschaft geschehen,  
man muoz mich under helme sehen...*

Nachdem dieser Entschluss getätigt ist, wird in Hunderten von Strophen fast ausschließlich gekämpft und, zwischenzeitlich quasi, gedichtet – Ersteres überwiegend brutal, Zweites überwiegend sanft. Der reine „Plot“ des *Frauendienst*-Romans droht demnach im Rezipienten ein allzu eingeschränktes, dafür sich „gezwungenermaßen“ tief in das Gedächtnis einprägendes Männlichkeitsbild zu erzeugen, welches ohne das bewusste und differenzierte Mitlesen der oben beschriebenen ritterlich-höfischen Werte relativ bloß, ohne geistige Fundamentierung, im Kopfraum steht. Nichtsdestotrotz ist diese auf die „Action“ beschränkte Wahrnehmung von Männlichkeit die weitaus haptischere und darf deshalb im Zusammenhang mit dem Thema der Arbeit nicht unerwähnt bleiben. Dem Leser/der Leserin mögen vielleicht auch die „Mundbeschneidungsszene“ Ulrichs und, darin eingebunden, die ersten zwei Verszeilen der Strophe 97 in Erinnerung bleiben, wenn der Begriff ‘männlich’ in einer seit Jahrtausenden anerzogenen und sich wahrscheinlich noch lange Zeit erhaltenden Bedeutung verwendet wird, die im Gegensatz zu den typisch höfisch-ritterlichen Männlichkeitsidealen keiner gesonderten Erklärung bedarf:

*Er het mich meisterlich gesniten,  
daz het ouch ich manlich erliten.*

Und Männlichkeit im ganz gleichen Sinn (in diesem Fall aber leider als vermisste!) meint wohl auch die *vrôwe* in Strophe 1311, als sie dem Boten erklärt, wie jämmerlich unmännlich sich Ulrich in der Turmszene nach seinem „Fenstersturz“ verhalten habe, als er sodann seinen körperlichen und mentalen Schmerz laut in die Nacht hinausbrüllte:

*swa ritters lip so missetuot,  
der ist nicht gar manlich genuot;  
wie stat daz werdes ritters lip,  
daz er chlagt als ein chranchez wip?  
und würd man sin von im gewar,  
er het sin ere verlorn gar...*

---

stellt sie dem Sänger gegenüber fest: „Sit ir vro, dar zuo gemeit/ mir ze dienest als ir jeht/ ez gefrumt iuch selben baz/ danne mich wol tusementvalt.“ (Str. IV)

## Das Kapitel der Frau

### *vrôwe* versus *wîp* – der Minnesang als Ehebruchspoese?

In der Beschäftigung mit der Dichtung der Hohen Minne und hier im Speziellen mit dem darin entwickelten Frauenbild werden dem aufmerksamen Leser/der aufmerksamen Leserin diesbezüglich einige Besonderheiten bzw. Eigentümlichkeiten relativ rasch auffallen: Die gepriesene Frau/Herrin wird niemals namentlich angesprochen, sondern entweder mit den Worten *vrôwe* oder *wîp*; in den seltensten Fällen darf der Dichter/Ritter mit einer Erhöhung seiner Bitten rechnen (wiewohl das Daraufhoffen sich als eines der ständigen Minnethemata etabliert); in vielen Fällen ist die Angebotete von sozial höherem Stand als der um sie Werbende und noch dazu verheiratet. Letzterer Umstand hat dazu geführt, dass in der germanistischen Forschung in Bezug auf die Hohe Minne immer wieder der salopp klingende Terminus „Ehebruchspoese“ in den Mund genommen wurde, selbstverständlich oftmals lediglich in der relativierenden Formel, dass die Minnelyrik eben „nur durch strenge Regeln vor dem Abgleiten in eine offene Ehebruchspoese“<sup>21</sup> bewahrt würde.

Überaus kritisch gegenüber solchen und ähnlichen bereits etabliert scheinenden Sichtweisen (und dennoch die Gefahr eines mediävistischen Rundumschlags seriös und penibel abwendend) äußert sich Günther Schweikle in seinem Aufsatz „Die *Frouwe* der Minnesänger. Zu Realitätsgehalt und Ethos des Minnesangs im 12. Jahrhundert“<sup>22</sup>. Er stellt fest, dass zwei bezüglich der Minnelyrik des 12. Jahrhunderts weit verbreitete Thesen zumindest an den Liedern schlichtweg nicht verifizierbar seien: nämlich zum einen die These, dass das Ziel Hoher Minne ausschließlich die verheiratete Dame eines höheren ritterlichen Standes sein könne (da nur sie Zutritt zur Gesellschaft hat, in der auch der Minnesänger verkehrt), und zum anderen jene, die besagt, dass die Dame in jedem Fall verheiratet gewesen sein soll. Die von mir oben angedeutete entsprechende, u.U. in die Irre führende Leseerfahrung könne, so Schweikle, nur in einer verhältnismäßig bescheidenen Zahl früh- und hochhöfischer Minnegedichte gemacht werden und sei *grundsätzlich*, also auch wenn die Textbasis auf besagtes Thesenduo schließen ließe, problematisch, weil sich die Minne in Wahrheit auf eine „suprapersonale Macht“<sup>23</sup> statt auf eine reale Herrin beziehe und die *vrôwe* deshalb „ebenso über sozialen und rechtli-

---

<sup>21</sup> Hans Jürgen Koch, *Mittelalter I*, S. 21.

<sup>22</sup> Günther Schweikle: *Die Frouwe der Minnesänger. Zu Realitätsgehalt und Ethos des Minnesangs im 12. Jahrhundert*. In: *Der deutsche Minnesang. Aufsätze zu seiner Forschung*. Hrsg. von Hans Fromm. Bd 2. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1985. (=Wege der Forschung. 608.) S. 238 – 272.

<sup>23</sup> Ebd., S. 253.

chen Bindungen [stehe] wie das andere Adorationsziel jener Zeit, wie Maria<sup>24</sup>. Mit diesem argumentativen Rüstzeug ausgestattet lassen sich auch die im *Frauendienst* angeführten Frauenwerte und -attribute möglicherweise besser verstehen als bei einer zu wörtlichen, manchen Widerspruch erzeugenden Lesart, die anzuwenden man als nicht-adäquater Rezipient leider äußerst geneigt ist.

Auf die erste *vrôwe*, der Ulrich von Liechtenstein bis zum Ausscheiden aus dem Dienst (Strophe 1365) – nicht weil sie seine Bitten um Huld nicht erhört, sondern weil sie ihm ein furchtbares „dinc, [...] ein so swachez leit“ (Str. 1361) angetan hat – treu ist, trifft ebenso wie auf *vrôwe* No. 2 auf wörtlicher Ebene genau zu, was Günther Schweikle für die Lyrik des 12. Jahrhunderts zu differenzieren und teilweise zu widerlegen versucht: Die Herrin nimmt einen höheren sozialen Rang als der Sänger ein und ist verheiratet. Diese Tatsache wird in Schweikles Aufsatz sogar in einem eigenen Absatz dargelegt, wenn es heißt: „Im 13. Jh. finden sich dann allerdings auch Dichtungen, in denen das Verhältnis von *frouwe* und Minneritter der eingangs zitierten Auffassung entspricht, so im ‘Moriz von Crâun’, im ‘Herzmære’ Konrads von Würzburg, im ‘Frauendienst’ Ulrichs von Liechtenstein.“<sup>25</sup> Im nächsten Satz folgt ein Verweis auf die *vidas* und *razos*, in welchen ebenfalls das gleiche Konstruktphänomen zu finden ist, im nächsten Absatz wird dann allerdings die häufig vertretene Einschätzung, dass diese Generationen später entstandener Werke der Funktion eines weiterführenden Minnesangkommentars gerecht werden können, grundsätzlich in Frage gestellt. Das bedeutet, dass die Geschlechterrollen im *Frauendienst* mit jenen der zentralen Werken der hochhöfischen Phase keineswegs deckungsgleich sein müssen.

Zwischen *vrôwe* und *wîp* wird in der Minneforschung semantisch gemeinhin so unterschieden, dass *vrôwe* die Bezeichnung für eine ‘Frau von Stand’, eine ‘Herrin’ ist, während *wîp* eher das ‘Weibliche’, die Weiblichkeit, die Idee der Frau umreißt und ständisch neutral ist. Im Beispiel des *Frauendienst* scheint der Autor tatsächlich auf diese Weise zwischen den beiden Begriffen unterschieden und sie dementsprechend gesetzt zu haben. Bereits die allerersten Worte des *Frauendienst*, „Den guoten wiben si genigen/ von mir“ (Str. 1), deuten an, dass Ulrich sein Buch eigentlich dem gesamten Geschlecht der Frauen widmen möchte, über die er in Strophe fünf sodann pathetisch zu berichten weiß:

---

<sup>24</sup> Ebda, S. 258.

<sup>25</sup> Ebda, S. 241.



*Wip sint reine, wip sint guot,  
wip sint schoene und wol genuot,  
wip sint guot für senediu leit,  
wip die füegent werdeheit,  
wip die machent werden man.*

Zur *vrôwe* erwähnen kann sich Ulrich von allen *wîben* nur eine einzige (Str. 17), von deren Tugenden im nächsten Kapitel die Rede sein wird. Ihr schwört der Sänger ewige Treue in seinem Dienst, aus dem er (wie schon erwähnt) in der Strophe 1365 schließlich doch ausscheidet – ein eher selten anzutreffender Fall in der höfisch-ritterlichen Dichtung des Mittelalters. Welche genaue (Un)tat der *vrôwe* Ulrich zur Erkenntnis bewogen hat, dass er jahrzehntelangen einer ‘falschen’ Herrin gedient habe, wird von ihm aus Gründen des Anstands verschwiegen; jedenfalls glaubt Ulrich nach diesem massiven Störfall, nunmehr zwischen ‘wahren’ und ‘falschen’ Frauen unterscheiden zu können, und er ist daher nicht mehr bereit, seine Tugendpreise wie bisher über das *gesamte* Frauengeschlecht auszuschütten (Lied 22, Str. III):

*Daz lop ist der guoten wibe al eine,  
da ist der valschen chleine mit gedaht;  
den sol sin min lop vil ungemeine,  
dar zuo hat mich ein vil valschiu braht.*

## **Weiblichkeit 1 und 2: Typisch weibliche Werte im *Frauendienst*; Inneres und Äußeres**

Ähnlich wie im Kapitel „Männlichkeit 1: Typisch männliche Werte im *Frauendienst*“ möchte ich hier ein paar zentrale, (eher) die Frau betreffende Themen der höfisch-ritterlichen Literatur aufzählen und erläutern. Vorher muss allerdings gesagt werden, dass einigen der in den vorigen Kapiteln beschriebenen Tugenden notwendig auch hier ein Platz gebührt, da sie durchaus auch auf die Frauen anwendbar sind. Dazu zählen natürlich *hulde* in all seinen Bedeutungen, die oft prolongierte *êre* sowie *mâze* und *zuht*, aber auch *triuwe* und *stæte* werden seitens des Sängers von der edlen Dame erwartet. Das *hochgemuote* Lebensgefühl, das den um Minne werbenden Mann so auszeichnet und für die Dame attraktiv machen soll, findet sich im Wortumfeld des *wîp*/der *vrôwe* eher in der Wendung *wol genuot* wieder, so z.B. in der bereits zitierten Strophe fünf („wip sint schoene und wol genuot“). *wol genuot*, in der breiten Bedeutung von ‘froh, glücklich’ wie auch ‘edel’, korrespondiert mit dem *hohen muot*

des Ritters und Sängers insofern, als er dasselbe höfische Lebensgefühl wie dieser zum Ziel hat, jedoch dieses Lebensgefühl eher durch Gesten des (wohlwollenden) Gewährs als durch die männliche „Jagd“ nach dem Empfang von Gewähr durch die *vrôwe*, bildlich das ständige Kopf-nach-oben-Recken, erreicht.

Ein zentrales Thema höfisch-ritterlicher Dichtung, das ebenfalls geschlechterübergreifend wirken sollte, ist der Begriff der *tugent* – ich habe ihn in dieses Kapitel genommen, weil er im *Frauendienst* auffallend oft in Verbindung mit der Beschreibung von Weiblichkeit genannt wird. Das Wort bedeutete ursprünglich ‘Brauchbarkeit, Tauglichkeit (im militärischen Sinn)’, nahm aber unter dem Einfluss des Christentums bald auch die Bedeutung der lateinischen *virtus* an. In der höfisch-ritterlichen Literatur ist *tugent* weniger ein Moralbegriff wie im Neuhochdeutschen, sondern vielmehr ein auf Anlage und Erziehung beruhendes Ideal exemplarischen höfischen Verhaltens bzw. höfischer Gesinnung und zielt somit, wie etwa auch die *zuht* oder der Minnesang gesamt, auf die Übereinstimmung von äußerem Verhalten und innerer Haltung ab. In der Erstbeschreibung der von Ulrich zur *vrôwe* auserkorenen Dame (Str. 15) wimmelt es nicht zuletzt auch von *tugenden*:

*Si was der besten uz erhorn,  
si was von hoher art geborn,  
si was schoene, si was guot,  
si was reiniclich gemuot,  
si was chusche, senfte gar,  
si was minneclich gevar;  
von ir vil tugende wart vernomen,  
si was an tugenden gar volcomen.*

In dieser Anhäufung von weiblichen Attributen vermischen sich – was im *Frauendienst* in Bezug auf die Beschreibung von Weiblichkeit des Öfteren geschieht – innere und äußere Werte. Eher innere Werte stellen *reiniclich gemuot* und eventuell auch *chusche* dar, die beide mit der (Wunsch)vorstellung der ‘unschuldigen, keuschen, zurückhaltenden’ Frau zu tun haben – eine Vorstellung, welche nur dann einen Teil ihrer Problematik und Widersprüchlichkeit verliert, wenn man sich wieder ins Gedächtnis ruft, dass die Anzubetende suprapersonalen Charakter hat. Weniger auf einen suprapersonalen Charakter verweist hingegen die Beschreibung äußerer Werte, in diesem Fall durch die Wörter *schoene* und *minneclich* (‘liebrend’) *gevar*, welche durchaus die körperlichen Qualitäten der imaginierten Dame zu zeichnen versuchen. *senfte* schließlich bedient sowohl die äußere Komponente (‘sanft, weich, zart’)

als auch die innere ('sanftmütig, zufrieden, bescheiden') und bildet hiermit eines von vielen Gliedern einer langen Kette von (im Sinne von „Innen“ und „Außen“) bedeutungsdualistischen mittelhochdeutschen Begriffen.

Weiblichkeit/Fraulichkeit wird im *Frauendienst* schließlich auch durch die genaue Schilderung der sich ziemenden Kleider und Gewänder evoziert – eine Sichtweise, die allerdings nicht, wie man meinen könnte, nur auf das Äußere fixiert ist, sondern geistig-ideologisch durchaus fundiert ist: Durch Konzeption eines ganz bestimmten weiblichen Körper- bzw. äußerlichen Ideals sollen auch die entsprechenden inneren Werte herausgebildet, bestärkt oder verändert werden. Wenn es also in Strophe 145 eher lapidar heißt: „nach vrowen sitten si herreit/ in einer capen wol geleit“ und in Strophe 819 geradezu didaktisch-aufklärerisch erläutert wird: „Der vrowen muot ist so gestalt:/ si sin junc oder alt,/ si habent gern gewandes vil“, dann steckt weit mehr dahinter als das bloße Sich-Ergötzen an einer schönen Schale: nämlich, in den Worten von Ingrid Bennewitz, „der angestrengte Versuch einer normativen Konditionierung, die sich im wesentlichen der Strategien raumzeitlicher und mentaler De-Mobilisierung sowie physischer und intellektueller Reduktionierung bedient“<sup>26</sup>. Die einzelnen Schritte auf dem Weg zu einer weitgehenden Unsichtbarmachung des weiblichen Körpers zeichnen sich laut Ingrid Bennewitz folgendermaßen ab: erstens Verhüllung des Körpers durch Kleidung (Folgen: Einschränkung der Wahrnehmungs- und Bewegungsfreiheit), zweitens räumliche Einschränkung (Lauf-Verbot, Verbot des An- und Zugreifens u.ä.), drittens sensuelle Einschränkung (Gebot des leisen Redens, Hör- und Sehverbot u.ä.); Gesamtfolge: eine intellektuelle und somit auch soziale Einschränkung der Frau des Mittelalters.<sup>27</sup> Tendenzen zu einer umfänglichen De-Mobilisierung der Frau lassen sich auch an so manchen Stellen des *Frauendienst* feststellen und stehen trotzdem nicht im krassen Gegensatz zu der von Ulrich in Strophe zwei allzu löblich konstruierten Kunde, „daz wibes güete niemen gar/ vol loben an ein ende mac“. – – „Herre, saget mir, waz ist minne?“, fragt in Lied 30 die *wrôwe* den Sänger, und dann, bedeutungsschwanger: „ist ez wip oder ist ez man?“

---

<sup>26</sup> Ingrid Bennewitz: Der Körper der Dame. Zur Konstruktion von 'Weiblichkeit' in der deutschen Literatur des Mittelalters. In: 'Aufführung' und 'Schrift' in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Jan-Dirk Müller. Stuttgart, Weimar: Metzler 1996. (=Germanistische Symposien Berichtsbände. 17.) S. 225.

<sup>27</sup> Vgl. ebda.

## Zusammenfassung

Der *Frauendienst* des steirischen Ministerialen Ulrich von Liechtenstein zeichnet sowohl ein recht klar konturiertes Männer- als auch ein klar konturiertes Frauenbild – in beiden bemüht sich der Autor allerdings nicht um eine wahrheitsgetreue Abbildung der sozialen Realität, sondern um eine kompensatorische Überhöhung derselben: Literatur soll mithilfe vorwiegend idealtypischer Figurenzeichnungen (und auch Geschlechterrollen) den Weg zu einer „sozial verträglicheren“ Realität weisen oder zumindest andeuten; sie übernimmt somit (auch) eine Ordnungsfunktion, welche durch die Gesetze des 13. Jahrhunderts alleine nur unzulänglich abgedeckt werden konnte.

Das Männlichkeitsbild, jenes des vorbildhaften Ritters und zugleich Dieners der Frauen, setzt sich im *Frauendienst* im Wesentlichen aus zwei Komponenten bzw. Ebenen zusammen, die freilich miteinander *verbunden* werden müssen, um den Mann zu einem „wirklichen“, sprich: vorbildhaften Mann zu machen. Das ist erstens die geistige Ebene, welche sämtliche allgemeine und natürlich auch spezifische männliche Tugenden (*triuwe, êre, vrûmekeit, etc.*) einschließt, und zweitens die „Handlungsebene“, auf der zu beweisen gilt, dass man die anerzogenen Tugenden auch in entsprechende Taten umzusetzen weiß. Der Dienst an die *vrôwe* setzt sich auf dieser Ebene wiederum aus zwei verschiedenen Teilen zusammen: zum einen aus dem harten und mutigen Einsatz des Körpers (i.e. *tjosten* und *turnieren*) und zum anderen aus dem dichterischen Preis der Frau (dichten zu können, war für den Mann sogar wichtiger als Lesen und Schreiben zu beherrschen).

Das Bild der *vrôwe*, das Ulrich von Liechtenstein in seinem Opus magnum zeichnet, ist auf ähnliche Weise wie das Männerbild hauptsächlich von Tugenden bestimmt, welche die ideale Frau besitzen sollte; die „Herrin No.1“ beweist zwar durch eine nicht näher erläuterte „Untat“, dass sie dem vom Ich-Erzähler herbeigesehten moralischen Ideal nicht entspricht, dafür scheidet Ulrich sodann aus dem Dienst aus und findet schließlich in einer zweiten Herrin die Verkörperung des Weiblichkeits-/Frauenideals schlechthin. Bezüglich der Beschreibung der weiblichen Werte fällt auf, dass sich äußere, hauptsächlich Kleidung und Benehmen betreffende Werte mit inneren, die Moralität und „Keuschheit der Gedanken“ betreffenden Werten stark (und auf undifferenziertere Weise als beim Männlichkeitsbild) vermischen – die Rolle der dem Mann hörigen Frau, wie sie wohl der sozialen Realität entsprach, wurde also auch in der „verkehrten“ Darstellung der Geschlechterhierarchie im Minnesang (weibliche Herrin – männlicher Diener) nicht gänzlich verwischt.

Minnelyrik im Allgemeinen bzw. der *Frauendienst* im Besonderen stellen, so könnte man zusammenfassen, zwar ein raffiniert komponiertes und relativ ernst geführtes Spiel der Frauenverehrung dar, jedoch die Spielregeln wurden ausschließlich von den Männern bestimmt, was diese literarische Gattung im Grunde zu einer weit männlich-egoistischeren Angelegenheit macht, als man beim Lesen besonders pathetischer Frauenpreisstrophen gelegentlich anzunehmen geneigt ist.

## Literaturliste

BENNEWITZ, Ingrid: Der Körper der Dame. Zur Konstruktion von 'Weiblichkeit' in der deutschen Literatur des Mittelalters. In: 'Aufführung' und 'Schrift' in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Jan-Dirk Müller. Stuttgart, Weimar: Metzler 1996. (=Germanistische Symposien Berichtsbände. 17.) S. 222 – 238.

HELLMUTH, Leopold: Zentrale Themen der mittelalterlichen deutschen Literatur. In: Ältere deutsche Literatur. Eine Einführung. Hrsg. von Alfred Ebenbauer und Peter Krämer. Mit Beiträgen von Helmut Birkhan, Alfred Ebenbauer [u.a.]. 5. unveränderte Auflage. Wien: Literas 1998, S. 43 – 58.

KRACHER, Alfred: Der steirische Minnesang. In: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 47 (1956), S. 123 – 136.

MITTELALTER I. Hrsg. von Hans Jürgen Koch. Stuttgart: Reclam 1976. (=Die deutsche Literatur. Ein Abriß in Text und Darstellung. Hrsg. von Otto F. Best und Hans-Jürgen Schmitt. 1. Reclam Universalbibl. 9601.)

MOSHÖVEL, Andrea: Ulrich von Liechtenstein – ein Transvestit? Überlegungen zur Geschlechterkonstruktion im 'Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein. In: Manlīchiu wīp, wīplīch man. Zur Konstruktion der Kategorien 'Körper' und 'Geschlecht' in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. von Ingrid Bennewitz und Helmut Tervooren. Berlin: Schmidt 1999. (=Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie. 9.) S. 342 – 369.

MÜLLER, Jan-Dirk: Ulrich von Liechtenstein. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hrsg. von Burghart Wachinger, Gundolf Keil [u.a.]. Bd 9. 2. Aufl. Berlin, New York: de Gruyter 1995, Sp. 1274 – 1282.

REICHERT, Hermann: Mittelalterliche Gesellschaft und Literatur. In: Ältere deutsche Literatur. Eine Einführung. Hrsg. von Alfred Ebenbauer und Peter Krämer. Mit Beiträgen von Helmut Birkhan, Alfred Ebenbauer [u.a.]. 5. unveränderte Auflage. Wien: Literas 1998, S. 102 – 119.

SCHWEIKLE, Günther: Die *Frouwe* der Minnesänger. Zu Realitätsgehalt und Ethos des Minnesangs im 12. Jahrhundert. In: Der deutsche Minnesang. Aufsätze zu seiner Forschung. Hrsg. von Hans Fromm. Bd 2. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1985. (=Wege der Forschung. 608.) S. 238 – 272.

SCHWOB, Anton: Grundzüge des mittelalterlichen Weltbildes: Geschichte, Religion, Gesellschaft. In: Ältere deutsche Literatur. Eine Einführung. Hrsg. von Alfred Ebenbauer und Peter Krämer. Mit Beiträgen von Helmut Birkhan, Alfred Ebenbauer [u.a.]. 5. unveränderte Auflage. Wien: Literas 1998, S. 25 – 42.

VON LIECHTENSTEIN, Ulrich. Frauendienst. Roman. Aus dem Mhd. ins Nhd. übertr. von Franz Viktor Spechtler. Klagenfurt/Celovec: Wieser 2000.

VON LIECHTENSTEIN, Ulrich: Frauendienst. 'Jugendgeschichte'. Abbildungen aus dem Münchner Cod. germ. 44 und der Großen Heidelberger Liederhandschrift. Hrsg. von Ursula Peters. Göttingen: Kümmerle 1973. (=Litterae. 17.)

VON LIECHTENSTEIN, Ulrich: Frauendienst. Hrsg. von Franz Viktor Spechtler. Göttingen: Kümmerle 1987. (=Göttinger Arbeiten zur Germanistik. 485.)